

Grabstreu und Brenndorn im Rosengarten

Objekttyp: **Chapter**

Zeitschrift: **Argovia : Jahresschrift der Historischen Gesellschaft des Kantons Aargau**

Band (Jahr): **5 (1866)**

PDF erstellt am: **16.07.2024**

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Inhalten der Zeitschriften. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern.

Die auf der Plattform e-periodica veröffentlichten Dokumente stehen für nicht-kommerzielle Zwecke in Lehre und Forschung sowie für die private Nutzung frei zur Verfügung. Einzelne Dateien oder Ausdrucke aus diesem Angebot können zusammen mit diesen Nutzungsbedingungen und den korrekten Herkunftsbezeichnungen weitergegeben werden.

Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. Die systematische Speicherung von Teilen des elektronischen Angebots auf anderen Servern bedarf ebenfalls des schriftlichen Einverständnisses der Rechteinhaber.

Haftungsausschluss

Alle Angaben erfolgen ohne Gewähr für Vollständigkeit oder Richtigkeit. Es wird keine Haftung übernommen für Schäden durch die Verwendung von Informationen aus diesem Online-Angebot oder durch das Fehlen von Informationen. Dies gilt auch für Inhalte Dritter, die über dieses Angebot zugänglich sind.

Beschreibung einzelner Grabmitgaben als besonderer Cultusgegenstände aus dem Grabalter und dem Brennalter.

4. Grabstreu und Brenndorn im Rosengarten.

Ein Volk, das wir geschichtlich nicht zu bestimmen vermögen, lässt sich vielleicht aus seinen religiösen Ideen näher erkennen, in unserm Falle aus seinen Leichenbräuchen und Reliquien, die es im Bau und in den Fundstücken seiner Grabhügel ausdrückt, je nachdem diese dem Grabalter oder dem Brennalter angehören. Die drei bisher abgedeckten Lunkhofner Kegelgräber haben gleichmässig das Waldlaub bestimmter Bäume als Leichenstreu enthalten. Dies lässt einen unter dieser Bevölkerung herrschend gewesenen Hainkultus voraussetzen, auf welchen hin wir die nachfolgenden drei Thesen prüfen wollen: der Tod ist ein Haingott, der Waldbaum ein Lebensbaum, der Rosengarten eine Leichenbrandstatt.

Ueberblicken wir aber vorher noch einmal den zurückgelegten Weg, weil sich dadurch auch das Ziel verdeutlicht.

Der urkundliche Ortsname Lunkhofen reicht bis ins neunte Jahrhundert, die kirchliche Ortsgeschichte bis ins achte zurück, die Ortssage geht sogar bis ins fünfte, in so ferne sie sich des Waldlebens eines hier sesshaft gewesenen Volkes erinnert, unter welchem der im Haine geborene und daselbst unter den erzählten Umständen begrabene Alemanne gedacht werden kann. Schon aber ist der hier gemachte Grabfund ein solcher, dass aus archäologischen Gründen die Untersuchung unmöglich in diesem Zeitraume der germanischen Einwanderung stehen bleiben darf. Hinter der alemannischen Niederlassung ist das Gebiet unserer Reussthäler bekanntermassen vom Römer- und Keltenthum erfüllt. Doch weder jetzt noch früherhin ist in oder auf den Lunkhofner Grabstätten überhaupt nur eine römische Münze, geschweige sonst ein römisches Werkzeug gesehen worden, und somit wäre man bei der Frage über Alter und Abkunft dieser Gräber auf die vorrömische, helveto-gallische Periode verwiesen, über welche man hier zu Lande bereits reiche und vielfach klare Anschauungen besitzt. Allein auch gallische Münzen fehlen hier gänzlich; nie findet sich eine jener Hohlmünzen, „Regenbogenschüsselchen“, die von den altgallischen Provinzen an über die Rhein- und Donauländer hin, wo Kelten je sesshaft gewesen, überaus zahlreich angetroffen werden

(der Werth der im J. 1771 bei böhmisch Podmockl in einem Kupfergeschirr erhobenen betrug 80,000 Gulden. Keferstein Kelt. Alterth. 1, 124). Auch aus physiologischen Gründen darf unsere Untersuchung nicht bei dieser Periode stehen bleiben, weil das Mass der zu Lunkhofen erhobenen Menschenskelete und ihrer Leibgeräthschaften durchaus von solcher Kleinheit ist, die Bildung ihrer Schädel in einem solchen Missverhältnisse zum Körper- und Schädelmass der Keltenrace steht, dass dieselben einem noch frühern, vorkeltischen Geschlechte beigelegt werden müssen. Woraus soll man aber dessen Wesen und Art anders zu erforschen vermögen, als eben aus denjenigen religiösen Begriffen, die es in den Reliquien seiner Grabstätten niedergelegt hat. Dieser von der komparativen Mythologie bereits mit Erfolg betretene Weg der Untersuchung wird im Nachfolgenden eingeschlagen und dabei von dem Bekannten auf das Verwandte, von dem schon Begriffenen auf das Entlegenere, von dem Heute auf das Gestern zurückgeschlossen.

Der geordnete Zustand des Lunkhofner Grabfeldes ist die deutlichste Urkunde über den geselligen Zustand des hier bestatteten Volkes. Der Umfang der Gräber, die nicht zu berechnende Zahl von Leichen, deren Brandasche hier ruht, lässt auf eine dichte Bevölkerung mit festen Wohnsitzen, auf eine lang ansässige Niederlassung schliessen. Die ins Grab mitgegebenen Früchte, Geschirre, Gewänder und Bronzen, unter denen nur die Waffenstücke selten sind, verweisen auf wirtschaftlich-friedfertige Ordnung, auf einen vorsorglich ausgestatteten Gemeindehaushalt. Tausende von gehorsamenden Händen setzt es voraus, die Erde zu diesen Kegelgräbern bergan zu fahren, die Fehlasten drauf zu thürmen, die Steinkreise herum zu ziehen. Es bedingt, dass man bereits zu einem Gemeinwesen zusammengetreten, zum Bedürfnisse der Geselligkeit und des öffentlichen Lebens gekommen war, als man diese grosse gemeinsame Ruhestatt gründete, diesen Erinnerungs-ort für Sterbliches und Unsterbliches, auf dem man „zu seinen Vätern versammelt wird.“ Durch die offenen Gräber dieses Geschlechtes wollen wir in sein ehemaliges Leben hineinblicken.

Wer sich vergegenwärtigt, wie von der heutigen Volksrede das Sterben und Begrabenwerden mit allerlei gröblich drastischen Formeln bezeichnet wird, welche indess bei näherer Betrachtung sich ganz naturgemäss begründet zeigen, der kann sich dadurch um so versöhnlicher gestimmt fühlen gegen den Glauben der Vorzeit, aus dem jene Volksredensarten herkommen. Da die Heiden-

grabfelder in den Wäldern lagen, wie die heutigen Kirchhöfe auf dem Westerwalde, in der Oberpfalz und am baierischen Inn immer noch zunächst am Saume der Wälder, so wohnt folgerichtig der persönlich gedachte Tod im Walde, heisst als dessen Eigenthümer Holzmeier und beruft die Sterblichen dahin ab. Fast gar überall vermag man für diesen Glauben noch eine örtliche Anknüpfung aufzuweisen, die folgende ist neu, kurz und einheimisch. Der Geist des Ruf-Joggeli ist in das Wäldchen Häldele gebannt, das an der Landesmarke von Baselland und Frickthal zwischen den Dörfern Maisprach und Magden liegt. Er zeigt den Leuten ihre Todesstunde an. Wer ihn dreimal Hup! rufen hört, dem ist nur noch dies Jahr zu leben vergönnt. — Da mit dem Blühen und Welken des Baumes unser Aller Geschick verläuft, so sind die Bezeichnungen des menschlichen Sterbens häufig dem Wald- und Baumwuchse entnommen. Fruchtbäume, die man zur Feier von Geburt und Hochzeit um das Wohnhaus zu pflanzen pflegt, haben, heisst es, mit ihrem Absterben den Tod eines Blutsverwandten zur Folge. Wenn die Kirschen reifen, sterben die Alten; wenn der Paintbaum im Herbst noch einmal blüht, stirbt der Hauseigenthümer: „Das Laub thut ihm weh“, sagt man. Er muss in die Holzbirnen gehen, muss Birnen schütteln, gilt von einem sichtbar Absterbenden, weil die herbe Holzbirne auf den abgeernteten frostigen Spätherbst hinweist. Er muss die Fichte im Wachsthum unterstützen, heisst es ebenso in Tessin, rincalzare el pino, weil der alte Kirchhof im Walde liegt und der Ortsbürger jenen Waldboden mit der eigenen Leiche befruchtet. Er ist zu den Vätern gegangen, heisst im Meklenburger Sprichwort: he is bi Gott dem Herrn in'n Ellerbrok, in den Erlenbruch. Meklenb. Jahrb. 15, 265. Die Edda zeigt uns nun an dem Götternamen Vidar, wie der Germane diesem allgemeinen Menschengeschehe eine tröstliche Seite abgewann, indem er als ein selbst Vergänglichlicher in der schöpferischen Naturkraft das Unvergängliche und Göttliche erkannte und verehrte. Der eddische Gott Vidar ist Odhins Sohn und wird der schweigsame Ase genannt, weil er in der Einsamkeit und Stille des Urwaldes wohnt, „auf hoch mit Gras und Gesträuch bewachsener Haide“. Aber obschon er hier unthätig feiert, so ist er doch der stärkste Gott nach Thôrr, und die Asen bauen auf ihn in allen Nöthen. Denn wenn dereinst im letzten Kampfe die Götter und selbst Odhin gefallen sein werden, dann tritt Vidar vor, setzt dem Venriswolf den Fuss in den Unterkiefer und stösst ihm das Schwert in's Herz. Wenn dann die neue Erde wieder aus dem Meere auf-

taucht, grün und schön, dann lebt auch Vidar neu auf und wohnt auf Idafeld im neuen Asgard (Lüning's Edda 69). Dem Germanen sind Götter und Menschen vergänglich, sammt Allem, was sie geschaffen, unvergänglich aber ist ihm die schöpferische Naturkraft, die Alles erhält und Alles verjüngt, diese nennt er Vidar, weil altn. vidhr Wald heisst. Ohne diese könnte sich die Erde nicht verjüngen, kein gestorbener Gott zurückkehren, keine neue Entwicklung stattfinden. Der fatalistische Hebräer sagt zwar: wie der Baum fällt, so bleibt er liegen (Pred. Salom. cap. 11, 3); ein waldentsprossenes Götter- und Menschengeschlecht aber, wie das germanische, durfte den Grund für seine geistige Ausdauer eben aus der Unvergänglichkeit der Natur selbst schöpfen, mit der es sich eins wusste, und dieser naturalistische Glaube ist bis jetzt noch nicht ganz erloschen. Die westfälischen Bauern des Dörfleins Genna, zwischen Hagen und Iserlohn an der Lenne gelegen, sagen sich einen neuen Todesfall der Reihe nach an, bis der Letzte im Dorfe in den Wald geht und ihn der Eiche ansagt. (A. Kuhn, Westfäl. Sag. 2, pag. 52.) Die kurzlebigen Menschen möchten es vergessen, darum soll es der alte Wald sich merken. So schüttelt man anderwärts beim Tode des Hausvaters den Gartenbaum und spricht: Bäumchen, ich schüttle dich, der Herr ist tod! Die organische Bildung der Pflanze, das Wiedergrünen und Blühetragen eines hundertjährigen Baumes gewährt uns die tröstliche Empfindung von einer in allem Wechsel ausdauernden Friedfertigkeit und Stätigkeit. Stellt uns aber der Baum sogar noch einzelne Beispiele vor Augen von einer nicht endenden Lebensdauer oder, wie Nägeli sagt (Individualität der Natur, 24), eines adamitischen Alters, so erweist es sich, dass manche Pflanzen der Zeit nach unbegrenzt sind und nur durch zufällige Eingriffe ein Ende finden. So zwingen sie, wie jeder Gegenstand des höchsten Alterthums, dem Menschen Verehrung ab. Dieses so vielen Völkern einwohnende Naturgefühl, das in dem Rauschen von Baum und Hain die Stimme der Gottheit zu hören ahnete und darum im Walde die ältesten Opfer- und Grabstätten errichtete, dient uns auch als Erklärer derjenigen Grabsymbole und Beigaben, denen wir in den Lunkhofner Waldgräbern begegnen.

Wir handeln zuerst von dem Waldlaube, als der hier vorgefundenen Leichenstreue.

Sennen, die auf Waldstreue und Grasschnitt angewiesen sind und mit dem Kornschnitt nicht zu schaffen haben; Waldbauern, fern von der Haberzelge des Dorfes, die droben in den Berg- und

Waldmatten den Sommer verbringen müssen; ebenso die Armen und die Kinder der Gebirgsdörfer, sie alle pflegen noch auf dem Laubsacke zu schlafen, sie alle haben herkömmlich noch kein anderes Lieger- und Sterbebett als den Laubsack. Auch ist in oberdeutschen Gegenden die Zeit erst seit den Neunzigerjahren vorüber, dass man, statt im Holzsarge, im Hanfsacke die Leichen zu Grabe legte, sowie ja der Volksglaube todandrohende Gespenster mit einem Sack erscheinen lässt, nie mit einem Sarge. Der Sack des Klaubauf, des Schmutzli und Knechtes Ruprecht rauscht, denn er ist mit Waldlaub angefüllt. Der aus dem Wohnhause wegzubannende Geist wird vom Beschwörer in einen Sack gesteckt und in's Dornicht hinausgetragen. Das Kindergespenst der Ledernen Frau schaut mit Eisenzähnen aus einem finstern Hauswinkel hervor und hat einen Ledersack. Auf einem Laubsacke pflegt der Hauskobold im Entlebucher Bauernhause seine Nächte zu verschlafen. Aarg. Sag. 1, pag. 295. Die Zeitmesser waren unserm mehr auf Wunn und Weid, aber weniger auf Ackerbestellung angewiesenen Alterthum die Laubbäume. Der Blätterfall bezeichnet in der Dichtung die Lebensdauer, er versinnlicht in der Rechtssatzung nicht minder die Dauer oder die Verfallfrist des Grundbesitzes. Loybererisen von den boyen hin zuo tal, sagt Wizlau in einem Herbstliede, die rasche Flucht der Zeit beseufzend; und noch herzlicher Uhland am Grabe der Aeltern:

Zu meinen Füßen sinkt ein Blatt,
 Der Sonne müd, des Regens satt;
 Als dieses Blatt war grün und neu,
 Hatt' ich noch Aeltern lieb und treu.
 O wie vergänglich ist ein Laub,
 Des Frühlings Kind, des Herbstes Staub!
 Doch hat dies Laub, das niederbebt,
 Mir so viel Liebes überlebt.

In den oberdeutschen Offnungen bezeichnet die Laubrise die gesetzlich anberaumte Verfallszeit. Nach Glarner Recht verjährt die Eigenthumsklage nach neun Laubrisinen (Blumer-Heer, der Kt. Glarus 111), nach alter Freienämter Satzung ebenso nach zehnmaligem Blätterfall: nün jar vnd zechen louprisen, nün louprisen vnd zechen jar. Argovia 1861, pag. 128. 133. — Im Volksliede und in der Rechtsformel werden daher Laub und Gras zu Zeugen angerufen, auf Laub und Gras werden Eide abgelegt, der laublose Baum wird mit schauerlichem Nachdruck der Galgen geheissen.

Diese übereinstimmenden Stellen dienen uns als Beantwortung von einigen Aargauer Waldsagen, die hier erst Verständniss und Zusammenhang gewinnen, während sie, ohne die nöthige Erläuterung gelassen, den unvorbereiteten Menschenverstand anwidern müssen; sie handeln nämlich von gespenstischen Laubsäcken.

Während des Einfalles der Franzosen in die Schweiz 1798 hatte ein Bauer aus dem Dorfe Veltheim, Bezirks Brugg, einst einen französischen Offizier auf den Kamm der Gisliflüh hinaufzuführen, einem jähren Bergrücken im dortigen Jura. Droben stürzte er den Landesfeind unversehens über die Felsen in die Tiefe hinab. Die Sache kam heraus, der Bauer wurde festgenommen und im Schlosse Wildenstein eingethürmt. Hier erhenkte er sich. Man steckte seine Leiche in einen Laubsack, schleifte sie auf den Veltheimer Schachen am Aarufer hinab und grub sie da in ein Loch. So oft nun der Mond voll ist, kommt ein angefüllter schwarzer Sack den untern Schlossrain von Wildenstein her bis in den Aarschachen gerollt und versinkt dorten in dem bestimmten Loche. (Mittheil. von Stud. Erwin Haller aus Veltheim.)

Im Walde zwischen den Frickthaler Dörfern Wallbach und Zeiningen geht ein alter, wenig besuchter Pfad, das Finstergässchen. Dorten soll es begegnen, dass sich ein grosser Sack voll Waldlaub einem vor den Füssen herwälzt, doch wer den Muth hätte, ihn zu öffnen, fände eben so viel Thaler, als Blätter drinnen stecken. In diesem Gässlein trat eine unbekannte Jungfrau einst einem Wallbacher entgegen und bot ihm ein Röschen an. Eben diese unerwartete Freundlichkeit brachte den Mann in Angst, er entlief, wurde darüber ruhelos und beichtete es zuletzt seinem Pfarrer. Dieser aber that recht ungehalten darüber, dass der Mann eine Glücksblume verschmäht habe, mit der man zu allen vergrabenen Schätzen gelangen kann. Aarg. Sag. 1, pag. 261.

Zwischen den Freienämter Dörfern Meienberg und Sins führt die Kehlengasse. Ein Laubsack von ungemeiner Grösse kommt hier die Anhöhe herauf, setzt quer über die Gasse und geht in das anstossende Wäldchen hinein, ein wüstes Geheul folgt darauf. So begegnete es einem dortigen Müller, der sich so sehr darüber entsetzte, dass er schwer erkrankte. Nach seiner Genesung erhielt er vom Ortspfarrer ein geheimes Schutzmittel, und seitdem er dies mit sich trug, hatte er an ähnlichen Schrecknissen nicht mehr zu leiden. (Mittheil. von Joh. Balmer von Abtwyl.)

Es gehören diese drei kleinen Sagenfragmente dreierlei Landschaften an, die in Recht, Confession und Herrschaft noch vor

Kurzem durchaus verschieden gewesen sind, dem sonst österreichischen Frickthal, dem bernischen Altaargau und dem landvögtischen Freienamte; wenn diese dreierlei Gaue gleichwohl hier in der Sage übereinstimmen, so liegt eben hierin deren Berechtigung und Beweiskraft. Uebereinstimmend setzen sie nämlich die Thatsache voraus, dass man ehemals die Leichen in Laubsäcke steckte und so begrub; sie irren aber gläubisch nur darin, dass sie in dieser Begräbnissweise etwas Unehrlisches und Unseliges erblicken, wesswegen von Erhenkten, von heulenden Geistern und von dem dagegen einschreitenden Priester die Rede ist. Es lässt sich aber das gerade Gegentheil erweisen; bei unehrlichen Begräbnissen blieb der Leiche die Laubunterlage versagt, und wo gegen diesen Brauch gehandelt wird, da folgt auch die sichtbare Ahndung nach. Auch hierüber reden unsere Landessagen deutlich. Als man den Leichnam des vom Teufel durch die Lüfte entführten Horenbauers auf dem Sommergrien auffand, einer Aarinsel bei Kirchberg, Bez. Aarau, hielt er Laub und Reisig noch in den festgeschlossenen Händen: eine Andeutung für die Ueberlebenden, dass und wie sie ihn erbarmungsvoll bestatten möchten. (Aarg. Sag. 2, pag. 155.) Ob man ihn dann auf Laub bestattete, ist nicht gesagt, wohl aber gerade aus dem Grunde verschwiegen, weil der Horenbauer in den Sünden der Eigensucht und Genussucht als Zauberer hingestorben war. Ganz derselbe Umstand wird uns mit der Erzählung ausgedrückt, dass das Laub des Kinzwaldes schwarz geworden sei, auf welchem man die Leiche des bösen Kinzhalden-Joggeli auffand, oder dass alle Bäume des Waldes Heine ihr Laub schwarz färbten, als man dorten die Hexe von Aristau begraben wollte (ebenda 1, 185. 2, 171.)

Je grösser aber die Gewalt ist, die sich in der Erscheinung eines Ortsgeistes zu erkennen geben soll, mit um so grösserm Rauschen kommt die Erscheinung einher. Wenn jener Wilde Jäger des obern Kulmer Thales erscheint, welchen man den Lochluegenjäger nennt (Aarg. Sag. 1, pag. 104), so raschelt es im Walde so heftig, dass die entweichenden Holzbauern meinen, sie müssten mit jedem Schritte in tiefstes Waldlaub einsinken. Wenn der Stadtgeist zu Klingnau, dorten der Schlosshund genannt, aus dem Keller des alten Grafenschlosses hinaus zur Siechenkapelle beim Nachbardorfe Döttingen geht, so rauscht sein Gang dahin, wie wenn man durch Hobelspäne bis an's Knie zu waten hätte. (Mittheil. von Stud. Häfeli aus Klingnau.)

Diese Sagenreste sind hier vorausgeschickt, weil sie mit der Bestattungsweise der Leichen in den von uns eröffneten Gräbern übereinstimmen. Schon jene zwei kleinern Grabhügel im Bärhau, mit deren Abdeckung im Monat Juni der Anfang gemacht worden war, ergaben in ihren Aschenschichten eine Lage Laubstreu, aus der sich einige Duzend wohl erhaltene Blätter von Buche und Hagenbuche erlesen liessen. Viel augenfälliger wurde dasselbe im Grossen Heidenhügel, denn hier wiederholten sich die Laubschichten je mit den neuen Aschenschichten, ein ganzes Heftchen von Buchen-, Hagenbuchen-, Eichen- und Espenlaub wurde gefüllt, und man konnte daraus auf den Waldbestand schliessen, wie er hier vor mehr als tausend Jahren gewesen war. Hier lag eben jene Kriegerleiche, die wegen ihrer reichhaltigen Ausstattung eine besondere Nummer unsers Fundverzeichnisses einnimmt, mit dem Ellenbogen des linken Armes auf einem förmlichen Rundbüschel von Laub, der allein manches Duzend fest in einander gerollter Buchenblätter enthielt und das stumpfe Büschel-Ende eines gewichtigen, etwa die Todtenbahre schmückenden Kranzes gewesen zu sein schien. Buchecker und Eichel lagen, als symbolische Todtenspeise, mit dabei. Denn darin besteht eben der Grund von Heiligung der Buche und Eiche, dass Beide Speisebäume, berhabte Bäume sind, wie ja in allen unsern Dorffoffnungen das „Acherum“ als die Eichel- und Eckernmastung seine hervortretende Rolle spielt. Die Sprache selbst erweist es. Der Schweizer Josua Maaler verzeichnet in seinem Wörterbuche, Zürich 1561, das Zeitwort Buchen in der Bedeutung von Fruchttreiben, Grimm in seinem Wörterbuche stellt latein. *fagus* (Buche) zu *φαγεῖν*, essen. „Im Buchenwalde,“ fährt er fort, „werden hauptsächlich die Opfer der heidnischen Zeit begangen worden sein, die Buche gewährt das Holz zum Leichenbrande und zur Runentafel.“ Aber eben der Nährkraft wegen benennt die Buche ganze Gaue: das luzernische Entlebuch, die Solothurner Landschaft Bucheggberg, das württembergische Albuch, Buchonia oder Büchen in der Wetterau. Das Zürcher Dorf Buch bei Stammberg am Irchel führt Namen und Wappen von jener Blutbuche, die dorten aus dem Grabe zweier während einer Hungersnoth verschmachteten Brüder gewachsen sein soll. So behält der Baum einen Theil seiner religiösen Verehrung noch im späteren Glauben bei. Die Heiligbuch oder Kreuzbuch steht auf dem Wege von der Stadt Luzern nach Seeburg hinaus und trägt ein altes Marienbild, welches hier schon an dieses Baumes älterem Vorfahr gehangen hat. (Lütolf, Fünfortische Sagen pag. 362.) Unter

der Buche, sagt das katholische Landvolk, hat Maria das Jesuskind zum letztenmal gestillt, man ist daher beim Gewitter unter der Buche sicher vor dem Blitze. In diesem Zusammenhange scheint es zu stehen, dass die nördliche Grenzwaldung Lunkhofens beides, Litzibuch und Blitzibuch heisst, nicht in willkürlicher, sondern in alturkundlicher Benennung. Das Urbar des Unterwaldner Stiftes Engelberg, welches unter Abt Berchtold zwischen 1178—1197 geschrieben worden, verzeichnet unter seinen Zinsgütern im Aargau diesen Wald mit den beiden Nachbardörfern Oberwil und Arni: Arni, Wilare et Blitzinbuoch. Geschichtsfreund Bd. 17, 246. Wie es die deutsche Mythe vom Dornbusch feststellt, so muss es sich auch mit der Buche verhalten und diese als dem Donar geweiht gegolten haben. Donar beherrscht den Blitz, befruchtet den Boden, stiftet Ehen und weiht die Leichen. Darum wurde die Buche zum Bau des Leichenholzstosses, ihr Laub zu dessen Füllung und zur Leichenbekränzung, ihre Frucht zur Grabmitgabe verwendet. Wir stehen in dieser vorzeitlichen Sitte von dem feinen Griechen oder Römer keineswegs zu weit ab, der die Leiche (des Polynikes) auf frischgebrochenen Zweigen verbrannte (Sophokles Antigone, Vers 1201) und die Seiten des Scheiterhaufens mit dunkeln Cypressenzweigen deckt (Aen. 6, 214). Allein unsere eigene Vorzeit, welche die noch übrigen Todtenkränze über die laue Leichenasche warf und den Hügel drüber wölbte, hat noch kaum einen andern Verkündiger ihrer Sitte gefunden, als eben jene stummen Buchenblättlein auf dem Grunde eines Heidengrabes und ein paar Schüchternheitsworte der verspäteten Volkssage.

Ueberblickt man nun die in den Lunkhofner Gräbern gewonnenen Reste von Waldlaub und Wildfrüchten, so erhält man durch sie einen redenden Grabkalender der Heiden, ein förmliches Anniversarium oder Jahrzeitbuch, auf dessen Blättern alle Jahreszeiten der hier erfolgten Leichenbestattungen zu lesen sind. Die in ihrer Vollgestalt so schön erhaltenen Blätter der grossblättrigen Buche deuten auf ein im Sommer vollzogenes Begräbniss. Die Haselnüsse verweisen auf den August und September; die Eicheln und Buchnüsse auf den Oktober, die zerfetzten und macerirten Eichenblätter auf den frostigen November. Es ist, als ob der Spruch aus Hugos Renner (Vers 24344) auch noch für diese Ueberreste geschrieben wäre:

Seht, als müzzen wir von hinnen alle
Scheiden nach der birn valle.

Doch man verlangt zu wissen, wie und unter welcherlei Vorkehr hier die Leichen bestattet worden. Darüber werden ausser den Grabfundstücken die dortigen Flur- und Localnamen erwünschte Auskunft geben können.

Der Ortssage zu Folge hat jene grosse Heidenstadt, auf dem Rücken des Waldberges gelegen, Brenngarten und Rosengarten geheissen. Wir untersuchen letzteren Namen. Nicht bloss pflegt man im alemannischen Theil der Schweiz die Kirchhöfe Rosengarten zu nennen, sondern aus dem „Verzeichniss der Aargauischen Fundorte von Alterthümern“, welches schon hergestellt und für einen folgenden Band dieser Zeitschrift bestimmt ist, erhellt unzweifelhaft, dass unsere Fluren des Namens „Rosenhübel, Rosengässli, Rosengarten“ solcherlei Lokale bezeichnen, auf denen römische und vorrömische Alterthümer sich vorfinden. Bereits die ältesten Urkunden des Züricher Frauenmünsterstiftes, welche G. v. Wyss in den Antiq. Mittheil. herausgegeben hat, verzeichnen eine Schwammendinger Waldflur Rosengarten; Friedhöfe dieses Namens mit uralten Pfarrkirchen, und gleichnamige Bauernhöfe, deren Bodenfund sehr frühe Ansiedelung nachweist, sind in Lütolds Fünfort. Sagen pag. 255 aufgezählt. In der Berner Pfarrei Seedorf heisst ein ganzes Dörflein also. Namengebend war hier überall die im germanischen Grabcultus gehegte Dornrose, *rosa canina*, an welcher der sogen. Schlafapfel oder Schlafkunz wächst, der im Altnordischen gleichfalls *svefnthorn* hiess, *spina soporifera*. Mit dieser Moosrose und Dornruthe versenkt der Eddaische Gott ganze Völker in Todesschlummer, er steckt ihn der Brynhild unters Haupt, dass sie davon entschläft und zum Dornröschen verzaubert wird, wie hievon unser bekanntestes Kindermärchen forterzählt. Unsere Frauen legen diesen Dorn mit seiner Moosrosenknospe fieberkranken Kindern als Beruhigungsmittel unters Kopfkissen, und nicht zu übersehen ist jener halbvergessene Zug aus der Winkelriedsage, wonach Strut den Oedwiler Drachen nicht mit der Spitze der Lanze, sondern mit dem daran gebundenen Dornbusch bekämpft; er hält also den Feuerodem des Dämon mittels des magischen Feuers des Grabstrauches von sich ab und vertilgt damit zugleich das Unthier. Nach diesem schicksalhaften Weissdorn, *crataegus oxyacantha*, wird das Grab selbst ahd. *thornhus*, der bedornete Grabhügel, und in einer hessischen Urkunde vom J. 786 *haganhouc*, der Dornhügel benannt, er selbst *depandorn*, Brenndorn. (Grimm Myth. 54, 56. — Weinhold, Todtenbestatt. 1, 21.) Das christliche Mittelalter kennt ihn wohl noch, entstellt aber nach

hövischem Geschmacke seine richtige Bedeutung und Verwendung; dies erhellt aus Strickers Rolandslied, wo auf der Walstatt zu Ronceval durch alle Leichen der gefallenen Heiden über Nacht ein Dorn gewachsen ist, der sie an die Erde heftet, während bei dem Haupte der Christenleichen eine Weissblume steht. In derselben Entstellung wird in Angeln die dem Donar geweiht gewesene Hagebutte Judasbeere genannt, denn der Teufel soll am Hagebuttenstrauch „in den Himmel gekrochen sein“, Judas soll sich daran erhenkt haben. Müllenhoff, Schlesw. Holst. Sag. no. 479. Dagegen heisst die Hagebutte im Kanton Schwyz um Reichenburg Herrgottäbeeri. Rhiner, Volksthüml. Pflanzennamen der Waldstätte, Schwyz 1866, pag. 39. Hier steht also die dem Dorn gewidmete Verehrung auch jetzt noch fest, und bei jenen fein gezackten Blättchen des Weissdorns, die wir bronzegrün in zehnfüssiger Hügeltiefe erhoben, erinnerten sich die Leute unserer Umgebung alsbald einer Reihe von Gebräuchen und Meinungen, die sich unter uns an den Dorn knüpfen. Ein Stückchen Schwarzdorn mit sich getragen, schützt gegen Zauber und vertreibt Zahnweh; die erste Dornblüthe ist ein Fiebermittel; wer einen Weissdorn ausgräbt, gräbt sich selbst sein Grab. Noch hat der Aargau zwei uralte sagenreiche Dornsträucher aufzuweisen: den Dornstrauch zu Oberkulm, der auf ausgedehnten Heidengrabstätten steht, und jenen auf dem Birrfelde, an dessen Bestehen sogar das Geschick der ganzen Landschaft geknüpft wird. Ueber die Beiden hat unsere Sagensammlung besonders berichtet. Im südlichen und westlichen Schonen kennt Nilsson (Ureinwohner Skandnaviens 1866, 34) wohl ein Duzend Kegelgräber, auf denen der alte Dornstrauch als so heilig gilt, dass noch vor fünfzig Jahren keine Axt ihn berühren, kein Zweig davon gepflückt werden durfte; dass den auf solchen Hügeln spielenden Kindern von den Eltern streng anbefohlen war, einen solchen Baum nicht zu berühren. Seine Eigenschaft, vom alten Wurzelstock stets neue Sprossen aufschliessen zu lassen, gibt ihm eine unglaublich scheinende Langlebigkeit, die aber durch jenen Wildstrauch nun urkundlich erwiesen ist, der an der Gruftkapelle des Doms zu Hildesheim eingemauert steht. Schon Bischof Hezilo hat ihn im J. 1078 auf dem dortigen Kirchhof mit einer Mauer eingefriedigen lassen, während dem dieser erweislich nun älteste Strauch in Europa erst im Sommer 1863 zwei junge Wurzelschösse getrieben hat, deren einer damals schon zwei Fuss Höhe und an der Wurzel einen Zoll im Durchmesser hatte. Germanischer Anzeiger von Aufsess 1863, 343. Als A. Humboldt ihn mass (Ansichten der

Natur 2, 117), war er 25 Fuss hoch und etwa in 30 Fuss Weite an der Aussenwand der östlichen Grufkirche ausgebreitet. *)

Der Dornstrauch war dem die Leichen weihenden Gotte Donar geheiligt und trägt auch dessen Namen, da wir urkundlich wissen, wie z. B. das bernische Donnersbühl zugleich Dornbühl, und das bairische Dornstein zugleich Tonerstein geheissen hat (Aargau. Histor. Taschenb. 1862, 170. Quitzmann, Baiwaren 53); auch die Moosrose wird Donnerrose genannt. Als Feuerbusch, bald selbst magisch brennend, bald Blitze abwehrend, hat er Hebräern und Römern gegolten. Man darf ihn nicht propfen, sagt Plinius (NG. XV, cap. 17), weil sich alsdann die Blitze nicht leicht davon wegbeten lassen; denn so manche Sorten darauf gepflanzt sind, so viele Blitze sollen auch mit einem Schläge darauf hernieder fahren. Christlich gewendet, heisst dies in Birlingers Schwäb. Sag. no. 308: Beim stärksten Gewitter kann man sich gut unter einem Dornstrauch verkriechen, da von ihm Christi Dornenkrone genommen ist. Aus Tacitus Germ. cap. 27 weiss man, dass die Germanen die Leichen mit rituell vorausbestimmten Holzarten verbrannten, *certis lignis*. Der Lunkhofner Grabfund ergiebt nun, dass dazu Eiche und Buche, die berhaften Bäume, gehört haben und dass sie angezündet wurden mittels des Dornstrauches.

Den Hergang bei Aufrichtung, Ausrüstung und Einäscherung des Leichenholzstosses, die Mächtigkeit der Flammen, die Zuthaten an Erzgeräthen, Kleidern, Decken, Kränzen, Fruchtkörben und Schmuckkästchen; ferner die vom Schritte des Leichengefolges ebengetretene Erde der Grabschichte; das Hereinschleudern von Urnenscherben, Feuerbränden, glühend gemachten Lehmkugeln und Steinkugeln: alles dieses hat uns der Lunkhofner Grabhügel in zehnerlei Brandschichten vors Auge gestellt, und nichts mangelt mehr als diese Einzelheiten vereinbarende glaubwürdige Erzählung. Doch wir besitzen sie in den Eddischen Liedstrophen von Sigurdhs Leichenbrände. Der Holzstoss ist bereits auf einem Berggipfel errichtet, so hochgethürmt und breit, dass er deshalb Saal, Halle und Burg heisst; und Brynhild, die sich mit des Freundes Leiche zu verbrennen beschlossen hat, verordnet also, Sigurdharquidha 3, 62:

*) Bei den Neuseeländern wird ein uralter Baum verehrt, der am Nordkap ihrer Nordinsel in einer Klippe steht, wohin man den Eingang in das Todtenreich versetzt. Die Aeste, die der Baum in die Erde senkt, sind die Leiter für die Todten, und man fürchtet, der Weg ins Jenseits würde zerstört, wenn ein Europäer jene Aeste zerschnitte. Hochstetter, Neuseeland 1863, 55.

„Lass eine so grosse Burg auf dem Felde erbauen, dass darunter für uns Beide und Alle Raum genug sei, die in den Tod mit Sigurdh gegangen sind. Umgebet die Burg mit Teppichen und Schilden, mit schöngesticktem Bahrtuch und mit der Reihe der Getödteten; so verbrennet den Hünenhelden an meiner Seite.“

Die Waberlohe aber, in welcher Brynhilde liegt, und durch die „der furchtloseste Held“ hindurchsprengt, nachdem sie bereits mit dem berufenen Dorn, „mit der Linden Gefahr“ entzündet ist, wird also beschrieben: Auf dem hohen Berge der Hirschkühe steht ein Saal, der aussen ganz von Feuer eingehüllt und (innen) durch kunstvolle Männer geschaffen ist aus nie verdunkelndem Glanze des Goldes. Hier weiss ich die heereskundige behelmte Jungfrau; über der Schlafenden spielt die das Weichholz verzehrende Flamme, angesteckt mit dem Dorn, mit welchem Yggr (Odhinn) der Jungfrau Haut ritzte. Da begann das Feuer in Aufruhr zu gerathen, die Erde erdröhnte, hoch stieg die Flamme zum Himmel. Keiner von des Königs Recken wagte, das Feuer zu durchreiten oder zu übersteigen; da gebot es Gott dem Helden, allein hindurch zu reiten. Fafnismal, Str. 42—44. Völsungasaga, cap. 36.

Zwar dieser letzterwähnte Brauch, die Flamme zu Ross zu durchsprengen oder zu übersteigen, lässt sich heute den stummen Resten eines geöffneten Heidengrabes nicht mehr abfragen, doch oberdeutsche Geschichtsquellen bieten auch hiefür noch ein spätes Zeugniß dar. Senders Augsburg. Chronik von 1535 erzählt den bekannten Tanz Philipps mit der schönen Neidhart um das „Himmelfeuer“, wie damals zu Augsburg das Sonnewendfeuer hiess: „Nach Pfingsten hat der römisch König und sein Sun Philippus 10 Fuder Holz auf den Fronhof laufzen füren und nach Ave-Marias Zeit ein Himmelfewr gehebt, und Herzog Philipp und sein Adel dreimal um das Fewr danzet. Herzog Philipp danzet mit Urfula Neidhartin, etwa Hanfen Burgermeisters von Ulm Tochter. Das gelegte Holz hat 93 Zeyl in der Höhe. Da find 2 Spanier auf das brinnet Himmelfewer hinauf klumen.“ Birlinger, Schwäb. Wörtb. 230.

Im Lunkhofner Leichenhügel liegen verbrannte Leichen hart neben begrabenen, der Begrabene liegt sogar auf derselben Bodenfläche, die mit der Asche und den calcinirten Knochenresten verbrannter Leichen ausgeebnet ist. Es ist dies ein neuer Beweis, dass die Leichenverbrennung und die Leichenbestattung nicht verschiedenen Zeiträumen angehört, sondern auf verschiedenen Zeitverhältnissen beruht und neben einander besteht. Nordamerika-

nische Indianerstämme, die den Verstorbenen in seiner Hütte beerdigen, brennen diese nieder, sobald sie diesen Wohnplatz verlassen. Auch mögen hier in diesem gemeinsamen Erbbegräbnisse eines Volksstammes die Leichen verschiedenartig bestattet worden sein, in so ferne sie verschiedenartigen Sippschafts- und Vermögensverhältnissen, ja wohl auch schon verschiedenen Glaubensrichtungen angehört haben werden. Die den Aether- und Himmelsgöttern dienende Religion brannte; sie that es, wie der Isländer Snorri sagt (er lebte von 1178 bis 1241) in dem Glauben: um so geehrter sei der Verbrannte im Himmel, je höher der Rauch in die Luft aufsteige. Der die Erdgötter bevorzugende Glaube begrub, ohne dass er deshalb die andere Bestattungsweise gerade ausschliessen musste. Denn beide Götterreihen sind verwandt, wie ja auch die Steinzeit und die Bronzezeit zusammen verwandt waren, da das Feuersteinmesser und das Bronzebeil in einem und demselben Grabe angetroffen wird. Erdentsprossene Götter sind nothwendig die Repräsentanten der Erde und der Metalle, und so sind auch ihre Symbole untrennbar: Stein, Erz und Eisen.

5. Kieselsteine als Grabmitgaben,

betrachtet aus dem Gesichtspunkte des Steinzeitalters.

Die Argovia des Jahrg. 1863 hat dem Steincultus eine eigene Darstellung gewidmet, auf welche zur Vermeidung von Wiederholungen hier zurück verwiesen werden muss. Der dem Steincultus zu Grunde liegende Leitsatz, welcher nach der Ursubstanz des Menschenkörpers forscht und als diese den Kiesel zu finden glaubt, erscheint vielfach variirt in den althochd. Paraphrasen der Genesis, welche Diemer zu Wien 1849 herausgegeben, und lautet daselbst, Anmerkungen 78 b, also:

des Menschen gepain
bedeutet dy herten stain.

Diese noch im elften Jahrhundert durch kirchliche Dichtungen fortgepflanzte Heidenmeinung über ein bald aus dem Waldbaume, bald aus dem Feldsteine hervorgegangenes Menschengeschlecht wird zwar nachmals von der feineren Empfindung der deutschen Mystiker entschieden abgelehnt, und Meister Eckard, † vor 1329, lehrt sehr nachdrücklich: Der mensche ist noch stein noch holz. Indessen